

Die Zeitungs West

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung)

Nur nach dieser fröhlichen Marktfahrt stand Frau Analia eines Nachmittags vor ihrer Haustür und blickte mit ihren sonnigen braunen

Augen auf die zwei so unähnlichen und dennoch anmutig zusammenpassenden Frauengestalten, die vom Hochbühl her sich der Mühle näherten.

Es war die alte Mutter des verstorbenen Hochbühlbanern, die, auf die schlanke Enkelin Männeli sich stützend, in die Mühle überriedelt.



Das Hüttenwerk. Nach einem Gemälde von Eugen Bracht.

Wolfgang und seine Mutter hatten Frau Elisabeth bei dem gemüthlichen Anstöße gebeten, die alte Frau für einige Zeit der Müllerin zur Hilfe bei den Ackerarbeiten zu überlassen. Wenn genug hatte Frau Elisabeth eingewilligt, nicht ahnend, daß Wolfgang und seine Mutter die von ihr übel gelittene Schwiegermutter für immer bei sich zu behalten trachteten.

„Schön willkommen!“ rief Frau Amalia, den Ankommenden die Hand bietend. „Kommt nur da in Euer Stübli. Wir trinken gleich ein Täpflein Kaffee, kommt.“ Und vorangehend führte sie ihre Gäste in das Stübchen zum Tisch zwischen den beiden Fenstern, auf dem Kaffee und goldgelber Rahmfuchen dampften und dufteten.

Während die Müllerin bei ihren Gästen saß, nahmen drüben in der Wohnstube ihre Töchter ebenfalls das Biertrinken ein mit dem Gesinde. Als dieses weg war und Wolfgang sich ebenfalls erheben wollte, bedeutete Pauli ihm zu bleiben.

„Was ist es?“ fragte Wolfgang.

„Sag, wollen wir auf der Drogenmühle eine Versorgungsanstalt für alte Weiber errichten?“ verlegte Pauli.

„Wär vielleicht kein übles Geschäft,“ war des anderen gelassene Antwort.

„Gewiß, zum Beispiel mit der Metzgerlei rentiert es sich bereits, und mit der da.“ Pauli deutete mit dem Daumen rückwärts nach der Wohnstube, „wird es auch der Fall sein.“ Er lachte höhnisch.

„Schau Du zu Deiner Sache,“ erwiderte der andere kurz. „Uebrigens die Liese schaffst auf dem Felde mehr als manche Junge, und wegen der anderen da — ich halt, was ich versprochen hab, und sollten wir auch etwas zu schaden kommen, dem Fass drückt es den Boden nicht aus. Drum laß mich doch machen.“

„Ich laß Dich ja schon,“ begütigte Pauli. „Ich bin grad auch kein Weizhund, Du hast es wenigstens noch nie erklärt. Aber die Leute werden Dich ausladen.“

„Stümmert mich wenig,“ sagte Wolfgang achselzuckend.

„Nun, wenn ich Dir,“ fuhr Pauli fort, „Deine Vorliebe für alte Weiber lassen soll, so mußt Du mir auch die meinige für die jungen gönnen. Du bist neulich mit zwei älteren Damen ausgefahren — ich möchte nur mit einer — einer jungen halt — am nächsten Sonntag ein Ausflüglein unternehmen.“

„Ich habe auch nichts dagegen,“ antwortete Wolfgang, indes ein leichter Schatten über seine Züge ging.

Die ganze Woche nach diesem Gespräch zwischen den Brüdern hatte sich Wolfgang höchstens dreimal auf den Hochbühl begeben, doch bloß zu den Knechten im Stall oder auf dem Felde. Das Haus betrat er nicht. Einmal war er über den Hofplatz geschritten und hatte flüchtig zu der am Fenster stehenden Sengz gegrüßt. Sengz tröstete sich, daß er am Samstagabend kommen werde, die wöchentliche Rechnung über den Haushalt abzunehmen und zu prüfen. Sie täuschte sich in dieser Erwartung, statt seiner kam Pauli, mitzuteilen, der Bruder könne unmöglich erscheinen, es sei etwas im Stalle nicht ganz in Ordnung. Verstohlen forschend streifte sein Blick die Sengz, deren Gesicht sich umdüstert hatte. Frau Elisabeth aber fragte spitzig, wie man in der Mühle mit der Nähterin zufrieden sei.

„Gut,“ antwortete Pauli. „Die Mutter läßt grüßen, und es wäre ihr lieb, wenn die Großmutter noch länger bleiben dürfte, es läge so viel Arbeit vor.“

„Solange sie mag, meinethalbs immer, wir haben genug Weibervolk!“ rief Frau Elisabeth.

„Dann stimmts ja,“ meinte Pauli, und mit einem sprechenden Blick auf Sengz fügte er bei:

„Wir könnten sogar weitere Anshilfe vom Hochbühl brauchen. Was meinst Du, Sengz, würd's Dir in der Mühle auch so gut gefallen wie der Großmutter?“

Das Mädchen blickte mit einem schwer zu deutenden Lächeln an dem Burichen vorüber nach dem Mühlegehöfte, dessen Firnen durch die Wipfel der Bäume sichtbar waren und über denen ein letzter Abendstrahl glänzte.

Die Hochbühlerin maß das hübsche Paar mit einem ihrer großen Blicke.

„Mönnst ja mich fragen,“ meinte sie gutgelaunt. „Mir scheint, die Frauen vom älteren Regüter haben in der Mühle noch Geltung.“ Sie holte dem Gäste zu trinken, schenkte ihm ein und entfernte sich.

„Der Wolfgang ist ein Narr,“ lachte der Buriche. „Bei mir ist's anders, und Chaisenjahnen möcht ich am Liebsten mit Dir ganz allein. Nächsten Sonntag will ich nach Abendtal; kommst Du mit?“

Sie wollten ganz allein in der großen Stube. Die Dämmerung kroch leise aus den Eden und umhüllte das Paar mit jenen weichen Schleiern, die die Zärtlichkeit begünstigen. Pauli versuchte des Mädchens Hand zu fassen, allein sie entzog sie ihm, ohne auf seine vorige Frage zu antworten. Er aber ließ nicht nach.

„Nest muß ich einmal wissen, woran ich mit Dir bin,“ sprach er in verändertem, ernsthaftem Tone. „Sonst durst ich wohl glauben, ich gette Dir etwas. Jetzt aber bist so seltsam; hast so eine eigene Art, über einen wegzublicken und — kaum fällt noch ein gut Wörtchen für mich ab. Red doch einmal.“

„Was ist da zu reden?“ erwiderte sie. „Ich müß nicht, was anders geworden wäre. Hab ich Dir etwas zuleide getan oder früher etwas zuliebe? Mir ist nichts bekannt, drum laß das Drängen, wir sind ja alleweil gute Freunde.“

„So kommst Du mir nicht weg,“ rief er aus. „Etwas ist mit Dir anders geworden. Meistlich, hast Du mich nicht mehr und nicht weniger lieb, so ist's mit einem anderen nicht das gleiche. Dann ist Dir ein anderer halt lieber geworden, und es reut Dich jede freundliche Silbe, die Du unsereinem geben solltest.“

„Was Du für Meinungen hast,“ flüsterte sie.

„Soll ich Dir sagen, wer dieser andere ist? . . . Es ist der Wolfgang.“

Trotz der Dämmerung gewahrte er wohl, daß ihr Gesicht sich mit Blut überzog.

„Was Du allezeit närrisches Zeug redest.“ Sie lächelte, aber ihre Stimme klang unsicher, gleichsam schwankend unter einer süßen Last. „Woher hast Du das?“

„Das braucht mir niemand zu sagen,“ erwiderte er. „Meinst Du, ich sei blind und hätte es nie bemerkt, wie Du in seiner Nähe erwachst? O, so glänzen Deine Augen nicht, wenn Du mit mir sprichst. Das ist ein Feuer! Und diese Woche, als er häufig ausblieb, warst Du verdrießlich! O, ich hab es auch gesehen vorhin, wie es der unrechte war, als ich statt des Erwarteten kam.“

Sie schwieg, doch schwebte ein glückseliges Lächeln um ihren Mund; sie entzog ihm nun ihre Hand, die er neuerdings erfaßt hatte, nicht mehr.

„Siehst Du,“ meinte er gutmütig, „was mir nicht werden mag, gönne ich schon am Liebsten meinem Bruder — ist ein guter Kerl; aber“ — er fuhr sich mit den Gedanken mit den gespreizten Fingern seine Linke durch das üppige Haar — „ich halt doch kaum, daß Ihr zwei zusammenkommt.“

Da warf Sengz ihr Köpfchen zurück, und tief aufatmend rief sie:

„Nun, wenn Du doch so gut in den Herzen lesen kannst, Du Unwissender, so muß es heraus: jawohl, ich lieb Deinen Bruder. Du sollst nicht sagen können, die Hochbühlerinz hätt ein solches Spiel getrieben. Im Anfang

meint ich, Dich gern zu haben. Es war ja so, und so ist's noch; jetzt aber, seit Wolfgang bei uns verkehrt — vorher kanta man ja kann —, jetzt weiß ich den Unterschied zwischen Gernehaben und Lieben. Ganz kändig lieb hab ich Deinen Bruder. Pauli, lieb, daß ich sterben möcht vor Liebe nach ihm. Zimmer, Tag und Nacht, Stunde und Minute muß ich an ihn denken, in ihn und immer an ihn, wie er so lieb. Ararter, Stolz ist und wie himmlisch müßte, ihm zu gehören. Ja, ich weiß, was werden wird, wenn er sich mir nicht wendet und sein Herz schenkt. Ich bin so halb verzweifelt, mich dünkt, er liche mich doch schien es mir zuweilen, es — es — etwas in seinen Augen. O Pauli, ich ertrage nicht!“

Leidenschaftlich bewegt barg sie ihr Gesicht in ihren auf dem Tische ruhenden Händen. Der Buriche aber war so überrascht von dem Ausbruch, daß er nichts zu sagen mochte. Da richtete sie sich auf und blickte forschend an.

„Sag, Pauli, was Du denkst. Dein Bruder mag mich nicht, wird mich nicht. Er hat ein frostig Herz, das nur für alte Weiber erwärmt.“

Da mußte Pauli lachen. „Recht,“ behauptete er. „Du irrst, Wolfgang ist nicht so kalt, und Dir widersteht auf dem Hochbühl doch keiner.“

Dennoch hörte Sengz den vorhin geäußerten Zweifel Paulis abermals aus seiner Kehle. Was mochte dessen Ursache sein? Sollte er nicht vorhin gestanden, ihr widerstehe er nicht länger? Ihre Eitelkeit kam ihm in den Sinn. Ach, erwog sie, es ist eben doch ein bißchen Eifersucht in ihm, trotz allem. Sie vermochte ihr zu widerstehe, keiner.

So kommst Du morgen also nicht nach Abendtal?“ fragte jetzt Pauli. „Möchtest natürlich hundertmal lieber mit Wolfgang fahren als mit mir.“

Sie lächelte. „Du weißt es ja, mein Herz bestellt ist. Uebrigens gehe ich mit Dir, wenn's gleichwohl Dein Wunsch ist. Jedenfalls darfst Du ihm — nichts verraten. Das ist mir versprochen.“

„Freilich, wenn Du es so willst — ich komm wie das Grab —, doch, wenn Du machen läßt, schüß ich morgen mittag vor, und der Wolfgang begibt sich statt zum Getreidehändler. Ist's so recht?“

„Du bist so gut!“ erwiderte sie. Dann deutete sie die Hängelampe über ihnen an, und sein Glas aufs neue und schien den Abend wie neubelebt.

„Heut ist's aber herrlich; man hält's aus zu Hause,“ sagte am Sonntag die Philomena zur Schwester Sengz, die mit dem Sonntagspuße am Fenster stehend mit den Blicken den Kirchweg hinab nach der Mühle starrte. „Was meinte die Mutter? Sie hat doch heute zur Base in Zahlen. Sie sollte nicht zuwarten — es ist Herbst, und wer weiß, was kommt schlechtes Wetter.“

„Was plagt Dich denn?“ entgegnete Sengz. „Wenn sie hin will, wird sie schon gehen. Ich wollt lieber, der da drunten käm bald.“

Sie war längst parat und hatte Mühe, die heftige Poche des Herzens zu mäßigen. Die Philomena eine eitle Schwägerin war, die verzehrte sich vor Ungeduld. Wollte er beiden würde nun kommen? Vielleicht der Pauli, der das Vergnügen kaum preisgeben dem es vielleicht gerade Spaß machte, so wenig zu hänseln. Oder der andere, der so und einzigel. Höher hob sich ihre dunkler färbten sich ihre Wangen. Er hätte er von Pauli vielleicht doch ein

meinem geistigen Beständnisse erleben. L. hätte sie doch geduldet! Sie mußte sich zu Liebe schämen! Wenn sie's nun wollte, sollte sie wohl daheim bleiben? Es wäre wohl das Beste.

„Es ist dumm, daß es dem Pauli ein Jastern einfiel, mit Dir nach Abendtal zu fahren, recht dumm,“ fiel da die Philomena wieder ein.

„Was in aller Welt geriert Dich das? Abgleich Du aus, wenn sie nicht gehen will und Dich das prächtige Wetter hinanreibt.“ Höchst ungerichtlich war Zenz. Aber da trat die große Schwester zu ihr hin, tippte ihr trauig auf die Achsel, und ihre runden Maugaugen blickten auf sie richtend, raunte sie ihr zu:

„Bist Du aber dumm, ich nicht allein. Bei so schönem Himmel kann unter Anderem halt das Dabeimhocken so Unzwecklich sein wie eine Ausfahrt. Aber sieh, dort rückt er.“

Näh wandte Zenz ihre Augen nach dem Wege. Wirklich ein heller Anstrich hatte durch das Blattgewirr der Bäume und abwärts darauf auch der bräunliche Mops des Pferdes aus dem grünen Gewoge. Das helle Geklapper war hörbar. Und da war er, der Wolfgang, er schien sie schon von weitem erkannt zu haben; er schaute ver-
quämlich drein. Rasch trat sie vom Fenster zurück, ein glühendes, unruhiges Lächeln auf dem Gesichte. Ein kurzer Witz preßte nochmals den Spiegel; hastig starrte sie an den seidnen Sandalschuhen. Aber da kam auch die Mutter schon und schall: „So mach doch und geh; was ist das für ein lauges Lampen?“

Wolfgang wartete. Eine hübsche Figur. Der breite, weiße Strohhut paßte zu den schwarzen Locken vortrefflich, und die dunkle Farbe seines Anzuges harmonierte angenehm mit dem kräftigen Braun des ernstesten Gesichtes. Die großen, schwarzen Augen hatten den Ausdruck jener Freundlichkeit, die von Stolz und Bescheidenheit sich gleich fern hält.

Mutter und Schwestern hielten Zenz über die größte Verlegenheit des ersten Grußens hinweg. Frau Elisabeth erzählte, daß sie sich diesen Nachmittag zur Waise nach Zahlen begeben, Männlein die Großmutter besuchen werde, also die Größte allein das Haus hüten müsse. Vielleicht, daß sie bei ihrer Waise übernachtete, die krank sei; Man möge dran denken und abends nicht allzu spät heimföhren. „Lauter, daß wir heute kommen**“, kommen wir dann wohl auch einmal an die Reihe zum Chaisentahren, nicht wahr?“ sagte Philomena.

„O,“ meinte die Mutter, „es ist nicht ge- sagt, daß alle Hochwürde über des Müllers Chaise hängen müssen.“ Alle lachten. Wolfgang aber tröstete die dabeimbleibenden Schwestern, es folgen jetzt hundert Sonntage nacheinander, und im Herbst nehme er die kleine nach Marienburg mit.

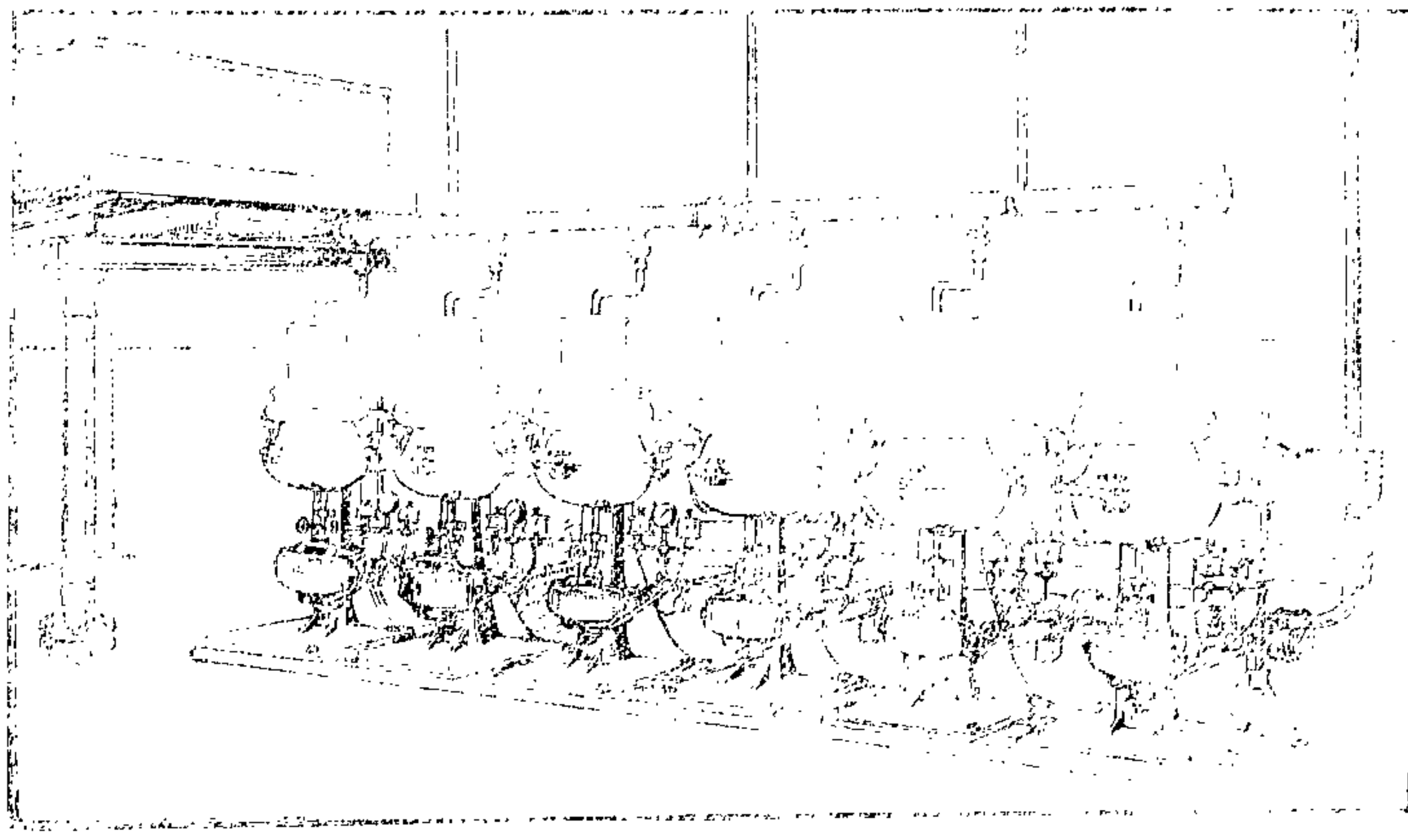
Da blühten auch zwei rote Stellen auf Männlein's Wangen, indes man allseitig abwich nahm. Das Kößlein zog an.

Zum ersten Mal genos, das Mädchen die Lust einer solchen Fahrt. Wie reizend war das! An der Stadt, auch in Puchwil, hatte sie Lustige Tanten in glänzenden stückchen gehen. Als solch eine Reiche kam sie sich vor, erhalten über das niedere Volk, das zu Fuß ging. Und an ihrer Seite er, der Liebste, nach dem sie sich geliebt, so lange, nach dem sie geschmachtet. . . Jetzt war er an ihrer Seite, bei ihr allein für lange Stunden, und jedermann konnte es sehen, wie sie glücklich war in seinem Besitze. Und war, als urge nun die ganze Welt zu ihren Füßen und alles und jegliches Ding reihe sich vor ihr. Daß der Himmel so blau, schien ihr so selbstverständlich wie das stören der Vögel, die sie umflogen. Die im Staube dahinwandernden umflogen sich in Luft und blickte den Schwanz vor den Stirnen. Da lenkte das Geräch unter dem Blätterdach freistühler Bäume ein. Ein schwaumer Zweig, mit Bläumen dicht besetzt, streifte den Knaben, und die goldschenen, roten Früchte rollten in ihren Schöß. An allen Gärten und von allen Fenstern leuchteten Blumen in einer Fülle, die sie nie zu vor gesehen, und ihr erschien alles so selbstverständlich, wie es schön war. Das war eine Sonne, und einer größeren noch ging sie erst ent-

sicht. „Wir werden ja die Zaube nicht an-
nehmen.“

Zenz wollte ihm Veroll; allein in ihrem
Lernen dachte sie, die Leute hätten doch recht,
die ihn einen Arefürstlichen nannten. Eigentlich
war es doch seltsam, daß einer so ernsthaft und
stolz an-ah trotz seiner lehrwertigen Grund-
tate.

Damit hatten ihre Erwagungen und Be-
denken wirklich ihr Ende erreicht, und ein
Stündchen später schwebte und wirbelte sie in
alles vergehendem Jubel am Arme des Ge-
richten unter der zahlreichen Schaar der Tanz-
enden. Ward bewundernder Blick folgte dem
hübschen fremden Paare. Zenz hob sich in
ihren schwarzen Abide von den hellen Gestalten
der anderen Tänzertinnen vorteilhaft ab. Sie
trau nicht Trauer; doch schon der köstliche Schnitt
und vor allem das freudglühende Gesichtchen
des hübschen Mädchens strahlten die düstere Farbe
Lugen. Dann und wann hob sie sich, feilsch
während, den Blick zu Wolfgang's Angesicht
emvor. Sie bewohnte, ruhige Freundlichkeit
lag daran, aber in seinen Augen war ein tiefes
Leuchten, wie sie es noch nie darin gewahrt. Ihr
Herz zitterte vor wärmigem Verlangen. Und
immer wieder freilich sie an, Ertanz verachsend.



Wie man die Zauberkunst in einem großen Saal

gegen. Wolfgang plauderte in seiner harmlosen,
etwas trodenen Art. Sie achtete kaum darauf,
hatte jedoch stets eine frische, passende Antwort
bereit. Abendtal lag jenseits der Grenze eines
protestantischen Nachbarkantons, gelegen mit
blühender Industrie. Wie sie sich dem Dorfe
näherten, wurden die Häuser zahlreicher und
hübscher, die Straßen breiter und ebener, die
Gärten größer und üppiger. Ueberall modisch
gekleidete Menschen, namentlich auch junge,
schülernde Paare Arm in Arm! Zenz fiel das
auf. Manche der Mädchen trugen helle oder
gar weiße Gewänder, bisweilen mit tiefem Hal-
antschnitt, und da und dort lugte gar eine
Blume oder ein farbiges Band aus dem Haare.

„Es scheint heut hier Sonntag zu sein,“
erklärte Wolfgang. Wirklich stangen auch bald
aus geringer Entfernung die lodenden Wehen
einer Musik. „Hab ich mein Geschäft beim Ge-
teidehändler erledigt, könnten wir auch ein
Länglein oder zwei wagen,“ sagte Wolfgang.

Da war es Zenz auf einmal, als wandelte
sie auf gefährlichem Pfade, als näherten sich
ihre durstenden Lippen dem Becher einer süßen,
süßigen Lust. Zenz ängerte Bedenken, daß
sieh des Vaters Hinscheid noch kein Jahr ver-
tlossen. Allein Wolfgang wandte lächelnd ein,
er hätte ja Vaterrechte an ihr. Dem Vater im
Grabe schade ein Tänzchen in Ehren gewiß

dan der Abend sank
und die ersten Lichter
brannten. So stand
die Musik; alles eilte
zu den Tischen. Auch
Wolfgang und Zenz
traten zu einem Tis-
che, schweigend, aber
Sord in Hand, wie es
eben Tanzende tun.
„Sie scheiden“ wollten sie
triefen. Laut War-
gen ihre Gläser zu
trinken; aber die
Wolfgang das Glas
an die Lippen setzen
wollte, fiel sein Blick
auf ein rotes, be-
sonnig lächelndes Ge-
sicht an einem ent-
fernten Tische. Ein
junger Purde war's
mit einer Pfeife aus
metallbeschlagenem
Buchsbaumholz in
Mund, wie sie in Al-
bera, seiner Heimat
Grund hind. Wie von plötzlichem Wider-
will er erab, stalt Wolfgang das Glas wieder
hin, und betreten ob dem Schatten auf
dem Tische wartete Zenz ihn eben nach der Ur-
teile fragen, als er gleich wider heiter, aber
mit ihm abwartete. Und nachdem sie ge-
essen und getrunken, fanden sie, daß es Zeit
zum Aufbruch sei. Bald haben sie wieder neben
einander in der Chaise, und die Luce, milde
Zwischenzeit warung sie mit ihrem stillen,
geheimnisvollen Weten. Zenz sagte sich glück-
selig, erachtend in das Pöcher recht. Nun
wurde es kommen, das Gute, Große; nun
würde er ihr befehlen, daß er sie liebt. Wie
er's wohl anbringen würde? Dem noch nicht,
es war noch zu geründet um sie her, Menschen
und Lichter ver und neben ihnen. Er plauderte
schäfer als sonst, der gemessenen Sein mochte
dram schuld sei.

Er erahnte eingehend die Musik und er-
zählte, er gebe wunderlichen zum Tanz; sei er
noch einmal dabei, reiße er sich kaum mehr los.
Auch diesmal hätte er in seinem Zener bis zum
jungen Morgen tanzen mögen. Dann kam er
auf seine alte Heimat zu reden, wo man dem
Tanze mehr bildige als drinnen im ebenen
Bauermland. Sein Bruder Pauli wäre oft als
Spielmann dabei gewesen und er selber zu-
weilen auch.

*) Pöchern.
**) Das Haus hüten.

Preßhefefabrikation.

Von Karl Hermann.

(Fortsetzung)

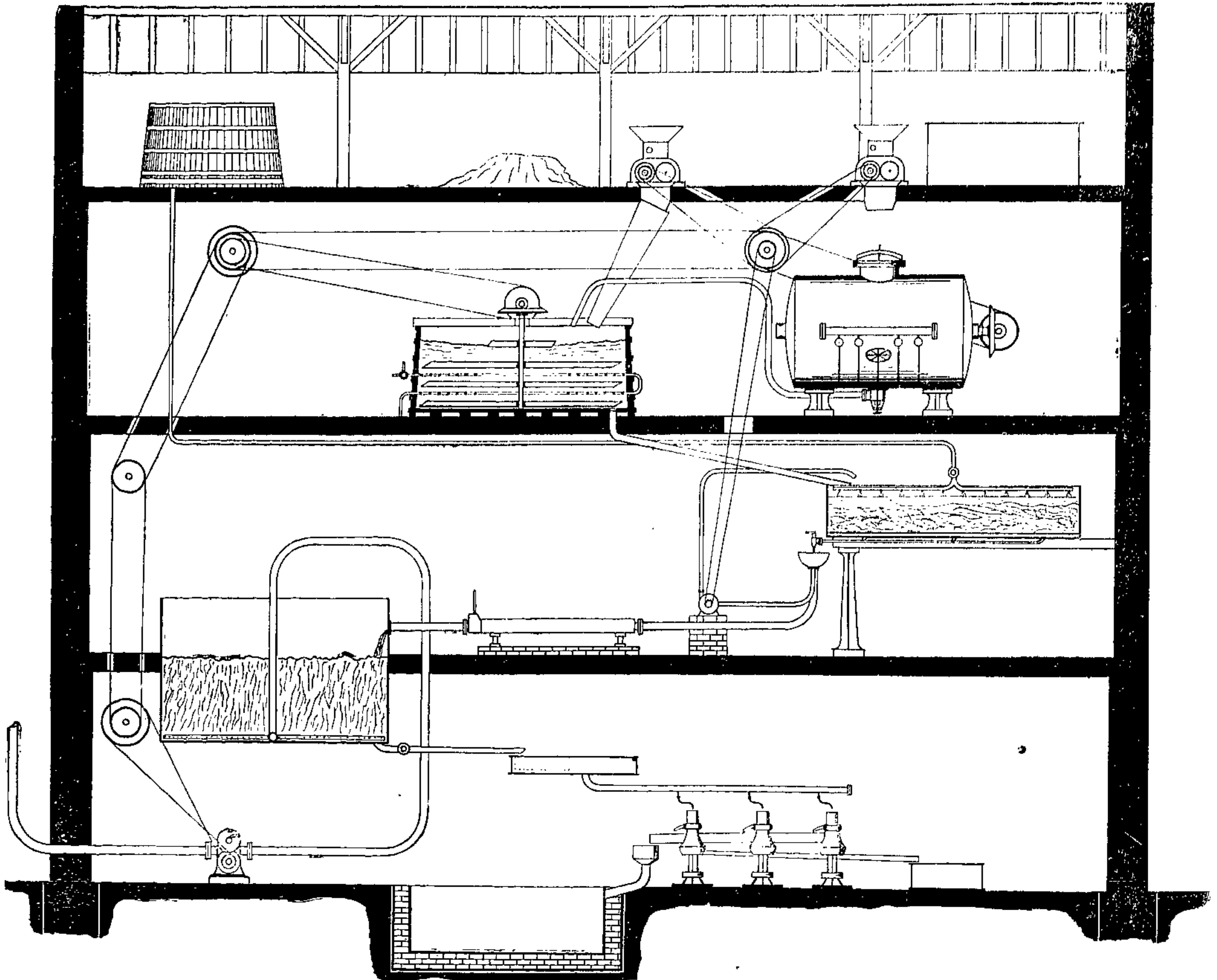
Der geschilderte Prozeß ist eine alkoholische Gärung; ihr Zweck liegt jedoch in der Ansammlung lebenskräftiger Hefezellen. Für sie bedeutet die Flüssigkeit einen gesunden Nährboden, weil die Milchsäure feindliche Lebewesen unterdrückt. Sonst würden andere die Oberhand gewinnen, beispielsweise die Bakterien der Butter- und großen Schimmelpilze. Mit den Milchsäurebakterien dagegen verträgt sich die Hefe so leidlich. Die Gärung dauert mehrere Stunden; in der Zeit mengt man die Haupt-

durch eine in den Bottich mündende Dampf- oder Heißwasserleitung auf 49 Grad. Nach nicht ganz zweistündiger Ruhe ist die Verzeu- rung vorüber, das Mührwerk läuft wieder, bald rinnt in den Kühlschlangen des Bottichs kaltes Wasser, und die Temperatur der Maische sinkt allmählich bis ungefähr 19 Grad.

Die geringere Maischquantität schreitet in- zwischen mit der Gärung rüstig fort, der chemische Prozeß der Hefearbeit entwickelt Wärme, wodurch die Temperatur der Masse langsam, aber stetig steigt. Eine ziemlich starke Bildung großer Kohlenäurebläschen, die nach oben streben, bringt die Maische in wälzende Bewe- gung. In den letzten Kühlungsstadien der

garen Suppe gleicht. Die Vorderwand jed- Bottichs ist nur dreiviertel so hoch wie die übrigen und gerade so weit reicht die Mais- auch darin empor. Das fehlende Viertel der Wand baut man danach aus waagrecht auf- einandergeschichteten Holzplatten auf.

Aus der nun stillliegenden Maische schau- men die größeren Schalen- und Kleinteile ab- zu einer Decke zusammen, darunter aber bleibt es enfig. Bei dem schwachsauren Charakter der Flüssigkeit werden die Proteinstoffe des Getreides zerlegt, die im Schrot enthaltenen un- teilweise in der Maische abgelösten Einwirk- stoffen nehmen eine Beschaffenheit an, mit der sie dem Gedeihen des Hefekörpers nützen. Ha-



Schema einer Fabrikanlage nach dem Luthe-Würzeverfahren: Maltch- und Gärlokaltäten.

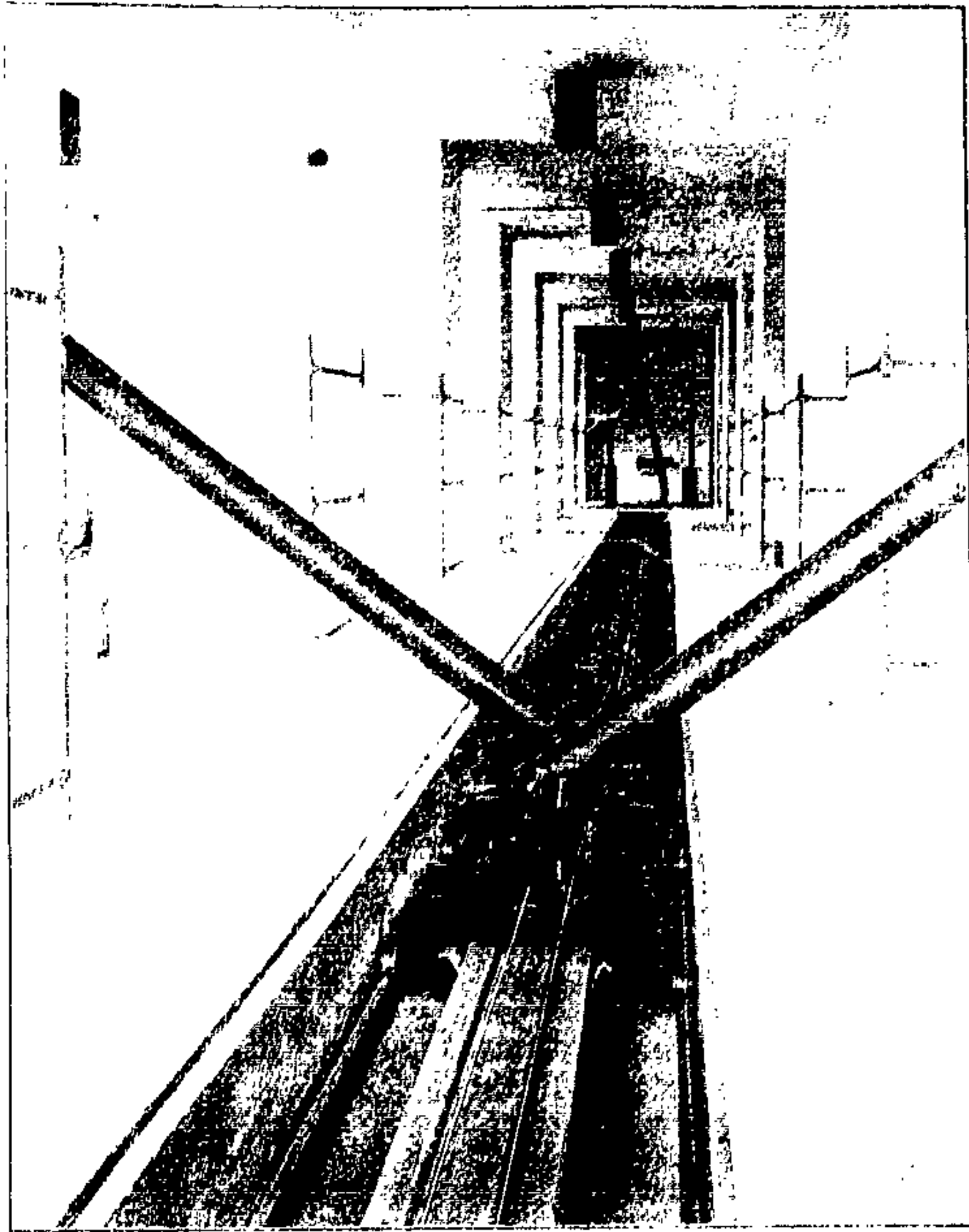
maische. Der dazu bestimmte geräumige Bottich ist rund, aus Eisen und enthält in seiner Mitte ein von breiten, kupfernen Rohrschlangen um- gebenes Mührwerk, das eine Transmission dreht. Den Apparat füllt man bis auf gewisse Höhe mit angewärmtem Wasser, deckt ihn zu und läßt von oben die abgewogene Schrotquantität in einem weiten Rohr hineingleiten. Das Mührwerk mischt gründlich, die Maische wird hier weniger dicht. Soll Maischrot verarbeitet werden, muß man davon zuvor einen Brei anrühren, bis zur Siedehöhe für sich mit Dampf kochen und vor dem Einbringen der übrigen Materialien kühlen. Anderenfalls würde die Enzymwirkung des Malzes geschädigt. Diese Hauptmaische be- freit man von Mehlkumpen und erwärmt sie

Hauptmaische weist das Thermometer in der kleineren bis 28 Grad, sie ist an Hefezellen am reichsten. Mit der kühlen Endtemperatur kommt jetzt das Gesamtmaischquantum in den Gär- bottich. Wegen der Art des Betriebes sind deren 3-4 in dem getrennten Raum aufgestellt. Früher waren sie von ziemlicher Größe, kreis- rund oder oval und nach oben zu konisch. Zur Hefegewinnung ist diese Form nicht besonders passend, weshalb man seither viereckige Bottiche anwendet. Die ganze Bottichreihe bildet einen riesigen, länglichen Kasten, den einige Quer- wände in ein paar Abteile — die eigentlichen Behälter — zergliedern. Einen solchen füllt man jedesmal mit der bereiteten Maische, die in diesem fertigen Zustande einer bräunlich-

diese vermehren sich sehr, die Gärung beginnt, nach wenigen Stunden bricht der Schaum unter der Maischedecke hervor. Zuerst ist er mit Schalenteilchen verunreinigt, dann glasig-bell, er steigt mehr und mehr und wird weißer. Die Gärung der Gesamtmaische nähert sich dem Hauptstadium, ihre Temperatur erlangt schließ- lich 23 bis 25 Grad Reaumur. Nach ungefähr 14 Stunden füllt der Schaum das oberste Bottich- viertel und fällt zurück, er besteht nun aus vielen, bis faustgroßen, milchig-weißen Blasen. Es sind gewaltige Mengen reifer Hefezellen.

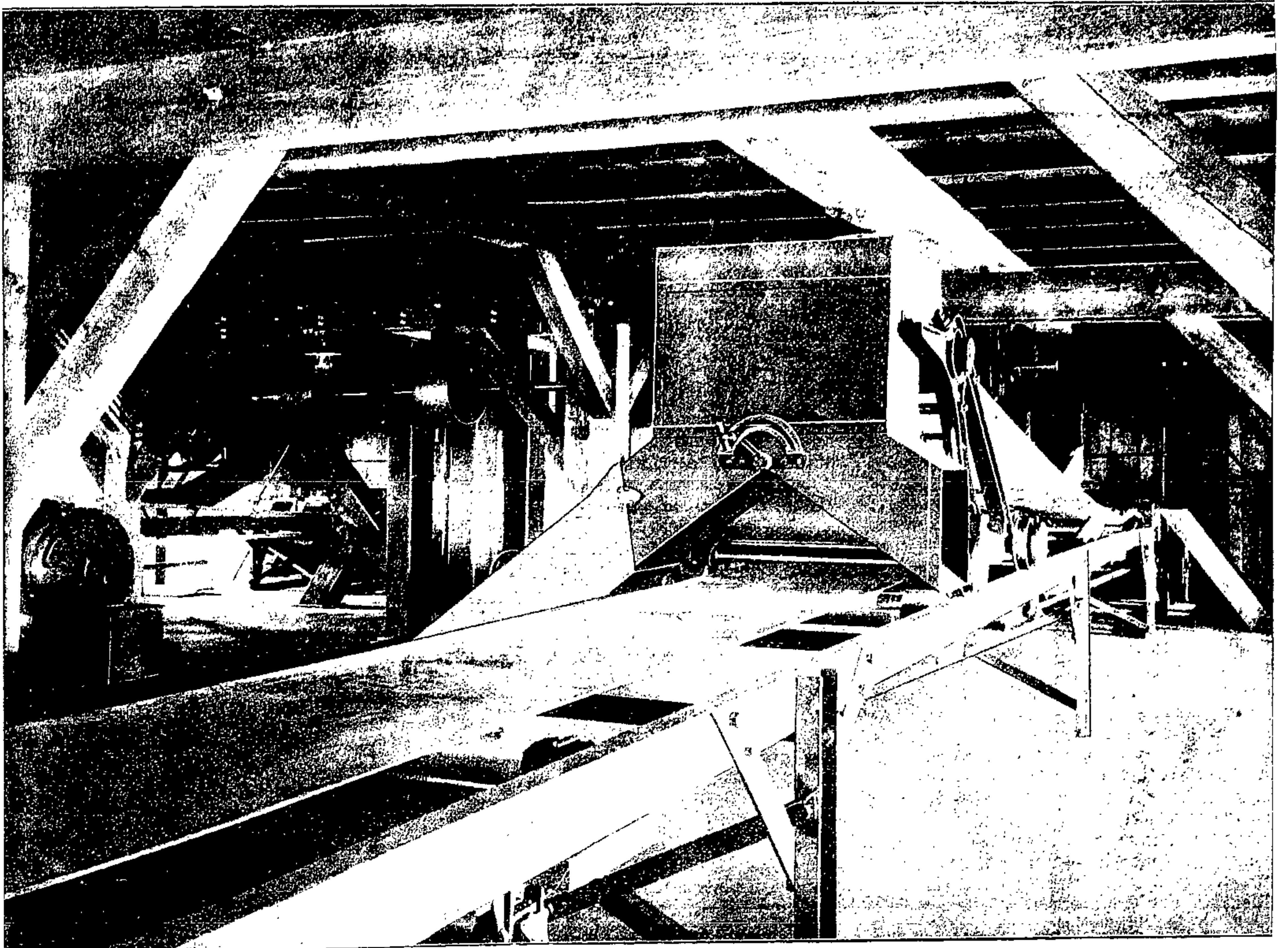
Um den Hefeschaum abzunehmen, benutze man früher bei den runden Gärbottichen einen breiten, blechernen Schöpflöffel, bei den vier- eckigen dagegen liegt dicht an der Vorderwand

Die schräge Rinne, wohinein sich der Geseichsaum ergießt, sobald man die Holzlaten abhebt. Man spritzt die Rinne tüchtig mit kaltem Wasser an, es eine weißliche Krübe am Ende der Rinne in den untergestellten Behälter läuft. Daß man diese Geseichsflüssigkeit viel mit kochendem Wasser behandelt, ist nötig, einmal, damit die Geseiche von anhaltender Mäulche und deren Säure befreit werden, zum anderen, weil solche fertige Geseiche Temperatur wechseln muß. Was die an Thermometergraden oben genannten, war die Wärme des Geseichs nachstimm, die Kälte des kochenden Wassers aber ist die Temperatur der Dauer und Aufbewahrung. Denn auch den Geseichspilzen gehört als lebenden Organismen ein bestimmtes Klima zu, über dessen Grenzen hinaus sie sehr empfindlich sind. Namentlich zu große Wärme tötet sie schnell. Weiter gilt es, auch die kalte Geseichsflüssigkeit von allen Schalen- und Mäulchesteilen zu sondern. Zu dem Zwecke schüttet man sie portionsweise durch feine Siebe und drückt immer mittels eines von der Hand bewegten Holzstempels nach. Das geschieht über einem breiten, mehr flachen Behälter, der schließlich ebenfalls mit reinem, kaltem Wasser bis oben voll gegossen wird. Man trifft auch zum Abgeben der Geseichsflüssigkeit ge-



Getreidelagerhaus: Hustläufe unterhalb der Strohachse.

eignete Maschinen an. Ueber dem Mäulchepiegel des Garbottichs sammelt sich nach einer Weile periodisch Geseichsaum an, den man mit einer „Strüde“ herabsieht, einem an langem Eisenstiel befestigten Brett von der Breite des Bottichs. In dem stahlbelegten fertigt sich die Geseiche im Wasser zu Boden; ein unten mit einer Gelenkkuppelung ausperforiertes, unlegbares Rohr, das für gewöhnlich aufrecht steht, erlaubt, durch allmähliches Stippen das angeammelte, von dem Geseichs abgebliebene Wasser von oben aus herunterzulassen. Die Geseichsflüssigkeit da nach als feiner, oben etwas lockerer Schlamm. Um diesen abzutreiben, füllte man ihn früher in marktweiche Säcke, band sie oben fest zu und warf sie zwischen die massigen Holzplatten einer Vorrichtung, die ungefähr einer Stopierpresse ähnlich und mittels zweier Schraubenwindeln zusammengedrückt wurde. Das noch in der Geseichsflüssigkeit mitgeführte Wasser drang unter dem Pressungsdruck aus den Säcken hervor, die Geseiche erhielt eine gewisse Trockenheit. Völlig pulvertrocken freilich braucht sie nicht zu sein, eine entsprechende Feuchtigkeit müssen die fertig gepressten Geseichsteile stets anweisen. Aber selbst diese bedingte Trockenheit erzielte man in alter Zeit kaum, wenn man der Unruhe



Getreidelagerhaus: Bodenraum mit Transportband.

Gefemasse nicht vor dem Pressen eine Milch aus kaltem Wasser und Kartoffelstärkekleber hinzusetzte. Aus dem Inhalt der Säcke liess man auf einer Zinkplatte rechteckige Ballen von ein bis zwei Pfund Gewicht, die als Gesehichte in den Handel kamen. Heute ist der Stärkemehlzug bei der technisch fortgeschrittenen Fabrikation entbehrlich, der Verkauf eines stärke- und kiebelfreien Produktes sogar Brand geworden. Das Pressen und die Vereinerung der Klundstücke geschieht jetzt ebenfalls maschinell.

Das Verhältnis zwischen der gewonnenen Gesehmenge und dem verarbeiteten Materialquantum, die Ausbeute, stellt sich bei dem alten Verfahren derart, daß auf 100 Pfund Getreide 11 bis 13 Pfund Gesehe entfallen, selten mehr. Doch die Alkoholmenge, die es liefert, ist wirklich höher. Ohne uns für Branntweinfabrikation irgendwie zu begeistern, betrachten wir der baren Wissenschaft halber die zweite Seite der Sache. Der Kulturmensich denkt unter der Bezeichnung Alkohol an den Geist und Körper auf jeden Fall schädigenden Bestandteil gegorener Stoffe, wir verstehen aber in chemischer Hinsicht nicht nur einen, sondern mehrere Substanzen darunter. Der Alkohol im gewöhnlichen Sinne ist der Methylalkohol, den Wein, Bier und vergorene Getreidemaische bergen. Diese enthält an dem Stoff die relativ größte Menge am übernächsten Tage nach dem Abschöpfen der Gesehe, wo die nicht an die Oberfläche getriebenen Gesehezellen eine langsamere Nachgärung vollendeten. Der Methylalkohol ist eine farblose, klare Flüssigkeit, die sich im Wasser in allen Verhältnissen löst und deshalb mit der Maischee Flüssigkeit mengt. Die Gärung ist indes auch anderen chemischen Einflüssen unterworfen, die eine Quantität Amylalkohol bilden, eine Alkoholart von abweichender Beschaffenheit, unangenehmem Geruch und brennendem Geschmack. Ferner tritt ein chemisches Mittelglied zwischen Alkohol und Essigsäure auf, Aldehyd, und Spuren von Aether. Alle diese Stoffe verflüchtigen sich beim Kochen der Maische und schlagen sich in kalten Gefäßen und Röhren wieder nieder, worauf das Destillieren der Maische ja beruht. Sonst dienen dazu vertikale, zylindrische Kupferkessel, die mit dem halben Bottichinhalt beschildet wurden. Von einem Handventil reguliert, strömte Dampf aus dem Fabrikdampfessel in die Maische, sie geriet ins Sieden, und darum stiegen mit den flüchtigen Dünsten auch viel Wasserdämpfe empor. Während diese einen kupfernen Aufsatz aus mehreren breiten, beckenförmigen und einer Anordnung zylindrischer Behälter passierten, die außen mit lauem Wasser berieftelt wurden, trennte sich das meiste des schwereren flüchtigen Wasser- vom leichtflüchtigen Alkoholdampf, das Wasser tropfte zurück, die anderen Dünste zogen weiter. Sie gelangten in ein unter kaltem Wasser tauchendes Spiralarohr, wo sie nun ebenfalls kondensiert wurden und als „Rohspiritus“ in ruhigem Strahl aus einer Vorlage herausranen. Der Rohspiritus mit einem mittleren Gehalt an Methylalkohol wurde in isoliert stehenden Behältern gesammelt, die gänzlich ausgekochte Maische, Schlempe, als Viehfutter abgelassen und der Destillierkessel neu gefüllt. Anstatt der Maischedestillierapparate mit wechselnder Kochung und Entleerung, periodischer, verwendet man gegenwärtig meist die kontinuierlichen, über die wir noch näheres hören werden. Diese ergeben wasserärmeren Rohspiritus, also mit höherem Gehalt an Methylalkohol. Eine Eigentümlichkeit des Betriebes möchten wir hier erwähnen, nämlich die ständige, alle Manipulationen bei Tag und Nacht unverhüllt kontrollierende Aufsicht des Steuerfiskus, der die Rohspiritusgeräte mit ihren Flanschen und Schrauben plombiert und alles streng verschließt, so daß man den Spiritusstrahl deutlich beschauen, ihn aber nicht erreichen

lann. Der Rohspiritus fließt über einen sinnreich konstruierten Meßapparat, der mittels einer Zählwerkmechanik sowohl die Rohspiritusgesamtmenge, wie auch die des entsprechenden Reinalkohols automatisch registriert. Nur für die letztere bezahlt man die Steuer. Den Rohspiritus pumpst man nach besonderen Nachdestillier- (Rektifikations-) Apparaten, in denen der Dampf nur vom Innern einer Spiraltobrschlange aus, indirekt, heizt. Man macht auch hier, um sehr starken Spiritus zu erzielen, von dem Prinzip Gebrauch, die schweren flüchtigen Dämpfe, die aus dem Destillierkessel emporsteigen, zurück zu kondensieren; die Gefäße, die das besorgen, sind übereinander in einem stockwerkshohen, säulenartigen Aufbau eingebaut. Am unteren Ende eines mit Wasser gefüllten Niedererschlagbehälters rinnt das Destillationsprodukt heraus, am Anfang eine Mischung von Wasser, Aldehyd, unreinem Spiritus, dann kommt lange Zeit reiner Methylalkohol mit wenigen Prozent Wasser, der gewünschte Feinsprit, endlich wieder dünner Spiritus mit viel Amylalkohol, der in öligen Tropfen oben auf schwimmt. — Fuselöl. Die folgende Verarbeitung der Flüssigkeiten, speziell des Feinsprites zu Schnaps, interessieren uns weniger.

Die gegenüber dem Gesehebedarf zu groß ausfallende Spiritusausbeute — 14 bis 16 Liter reiner Alkohol pro 100 Pfund Maischgetreide — trug dazu bei, daß sich, besonders in Oesterreich und Ungarn, eine Modifikation des alten Verfahrens einbürgerte, mit dem sich das Ausbeuteverhältnis etwas änderte. Dort erzeugt man 11 bis 16 Pfund Gesehe und 13 bis 14 Liter Alkohol von 100 Pfund. Das in ziemlich umfangreichen Fabrikanlagen ausgeübte Verfahren unterscheidet sich von dem vorherbeschriebenen nicht in der Behandlung der Rohmaterialien, es ist vielmehr durch die Wiederverwendung der gereinigten Schlempe und besondere Lüftung charakterisiert. Eine bedeutende Quantität Maischschrot benutzte man dazu, 45 bis 50 Prozent der zu jedem Endgewählten Getreidemenge. Der daraus mit Wasser gemengte Brei wurde in einem mit maschinellen Mührwerk ausgestatteten Stockbehälter mittels direktem Dampf zum Sieden erhitzt, nach einer Weile in den Maischbottich abgelassen und zwischen dessen Wasserrohren bis 50 Grad gekühlt. In dem ersten Kochbehälter rührte man in warmem Wasser das Malz- und Roggenschrot an und gab es zum Maischbottich nach, worauf da die Verzuckerung einsetzte. Nach der Kühlung der Haupt- und Zuschütten der Gesehemaische floß fast die gleiche Menge der Schlempeflüssigkeit nach, die vorher erst aus dem Maischedestillierapparat in einen eisernen Sammelkessel und dann von Hochdruckdampf auf Ruhebehälter gepreßt worden war. Während stundenlangen Stehens schieden sich die groben Schälenteile ab, ein bräunliches, klares, an Geseheabfällen reiches Wasser blieb oben, das von neuem die Gärung mitmachen muß. Solche dünne Maischen erforderten geräumige, viereckige Gärbottiche. Auf ihren Boden lag ein geflechtes Rohrkreuz, an dem die Druckleitung einer größeren Dampfblaspumpe mündete. Indessen die Maische angärte, blies man ein paar Stunden lang von unten frische Luft ein, weil diese die Vermehrung der Gesehezellen gewaltig anregt. Das übrige geschah ähnlich, wie wir es bereits schilderten, nur bewirkte man auch das Sieben der abgeschöpften Geseheflüssigkeit maschinell. Die Maschinen besaßen zwischen einem dreibeinigen, kleinen Gerüst einen in der Mitte vertieften Teller, über den eine gleichgeformte, kreisrunde Fläche aus Bronzedrahtgaze gespannt war. Drei konische, mit Leinwand überzogene Holzklöße rollten an den Speichen eines drehbaren Gestells mit hohler, senkrechter Achse beständig über der Siebfläche herum; eine Pumpe, die dasselbe Transmissionsvorgerä-

betrieb, förderte die Geseheflüssigkeit durch eine hohle Achse unter die Siebfläche. Die reine Geseheflüssigkeit tropfte durch das Sieb in einen breiten Trichter ab, die Schalen wurden oben für sich herausgehoben.

Manche wirtschaftliche Umstände, der vermehrte Reinehbedarf, die vordringende agrarische Spiritusverteilung aus Kartoffeln und gleichzeitige Gesehegewinnung, nicht zum wenigsten die erfreuliche Mäßigung des Schnapsconsums, begünstigten die Verbreitung eines abweichenden, in neuerer Zeit technisch vervollkommenen Verfahrens der Rohspiritusfabrikation, das von Skandinavien und Deutschland aus die alte Brennermethode überflüchtete. Vermehrte Geseheausbeute unter Fortwähren der Lüftung pflanzte sich die zweifelhafte Geruch weiter, daß vom Zentner Getreide 21 bis 24 Pfund Reinehese, aber nur 10 bis 11 Liter Alkohol gebildet werden. Nach diesem Verfahren arbeiten industrielle Betriebe, man in mehreren über 100, in einigen 500 und 800 bis 1000 Zentner Getreide täglich vermaischet. Der Schwerpunkt liegt in der Geseherzeugung, der Alkohol ein Nebenprodukt, findet zum größten Teile Anwendung als Brennspiritus, in chemischen Fabriken usw.

Wenn wir die interessanten Einzelheiten einer so entwickelten Fabrikationstechnik betrachten, ist es am besten, wiederum Schritt um Schritt vorzugehen. Zunächst schenkt man bei der Beschaffenheit und Behandlung der Rohmaterialien besondere Beachtung, weil der Verlauf der Gärung, die Menge und Qualität der Gesehe wesentlich davon abhängt. Die kolossalen Getreidevorräte verlangen, während sie in der Verarbeitung harren, bereits systematisch geordnete Lagerung. Dazu reichen oft die Räume der Fabrik nicht aus, man richtet eigene Getreidelagerräume ein. Zu ihrem Bau verwindet das in den alten Mühlen mit Brauereien beliebte Holz immer mehr, an seine Stelle treten Eisen und Beton. Es sind entweder mehrere weite Säle in übereinander gelegenen Stockwerken, die Bodenspeicher, oder etagentiefe, große Kastenbehälter, die Siloschächte, die das Getreide waggontweise beherbergen. Das Einbringen des Getreides besorgt man vom Wagen oder Eisenbahnwagen mittels Maschinen. Die Säcke werden in tiefen liegenden Kästen entleert, aus denen die Körner unten in Transportschnecken rieseln, horizontale, lange Blechtröge, durch die ein rotierendes Schraubengewinde das Getreide horizontal weiterfährt. Es gelangt in die Elevatoren, feste, in schmalen Holzschächten gleitende Gesehebänder, die eng mit Greifbechern besetzt, wie Dreibriemen senkrecht fortwährend von unten nach oben und zurücklaufen und die unten gefüllten Körner oben abwerfen. Dann geht es über Transportbänder weiter, aus starkem Gummituch gefertigte, 1/2 bis 3/4 Meter breite Rollbahnflächen von der Länge des Hauses. Sie bewegen sich, gleichfalls wie Dreibriemen endlos in waagrechtlicher Richtung über Stützwalzen vorwärts, sind in der Mitte vertieft, so daß sie das aufgefallene Getreide tragen, und stützen es an einer fahrbaren, erhöhten Fangvorrichtung seitlich herunter. Transportbänder benutzt man sowohl auf dem Boden oberhalb der Siloschächte, um das Getreide in jene zu verteilen, als auch in der Etage unterhalb, wo es aus schrägen Röhren von den unteren Deckungen quillt. Die nötigen Reinigungsmaschinen schaltet man zwischen die Transporteinrichtungen, die das Getreide von Steinen, Stroh usw. befreien. Man läßt es ferner ausdünsten, indem man die Säulen auf den Bodenspeichern öfter umschauflert, oder es muß dazu von einem Stockwerk zum andern gleiten und wird vom untersten mittels Elevatoren nach dem obersten zurückgehoben. Dieses „Umpumpen“ pflegt man auch bei Silos.

Mein kleiner Freund.

C. Übung von Clara Rohm-Schuch.

Es war nach Geschäftsschluss, als ich die verkehrte Treppe -- ich hätte den linken anstatt den rechten Ausgang nehmen müssen -- zu den Büreauräumen des Hauptbureau's im ersten Stock des zweiten Lagergebäudes hinunterging.

Ich drückte auf das Schloß, der ersten Tür, die ich sah, und trat, da sie unverschlossen war, ein. Durch einen schmalen, dunklen Gang kam ich in eine Kammer, die mit Pergament, Karten, Büchern und allem sonstigen Material, welches zur Reibung der Rolle gebraucht, anwesend war. Dann stand ich mitten in dem großen Büreauraum.

Die Fenstervorhänge waren gezogen, ich sah nur durch einen schmalen Lichtstreifen herein, aber an den langen Tischen saßen überall noch die Menschen in eifriger Arbeit. Niemand hob den Kopf, um nach mir zu sehen. So blieb ich denn stehen und betrachtete in Gedanken die arbeitenden Menschen. Es war nach neun Uhr und mir wurde etwas unheimlich zumute; aus einem abgetheilten Raum drang auch das Klappern der Schreibmaschinen herüber. Sollte ich nicht lieber umkehren? Aber ich hatte in dem Augenblick keine Zeit und die Zeit war abgelaufen.

„Was wünschen Sie?“

Ich fuhr ordentlich zusammen. Eine reiche, eigenartige Stimme hatte die Worte gesprochen. Eine Kinderstimme. Und der junge Mensch, der vor mir stand, war auch nicht viel mehr als ein Kind; die Gesichtslinien waren weich und die Augen hell und freundlich. Er konnte wohl nicht älter als fünfzehn Jahre sein, aber er war hochaufgewachsen, so groß wie ich, und seine Arme sahen lang heraus aus der zu klein gewordenen braunen Jacke.

„Mit der Chef zu sprechen?“

„An welcher Anwesenheit?“

Ich gab ihm meine Rohrpostkarte. Er ging und kam nach einer Minute zurück.

„Wollen Sie bitte, vorn ein wenig Platz nehmen. Der Chef kommt gleich zurück, er ist augenblicklich nicht hier.“

„Arbeiten Sie immer so lang?“

Neber das blaße Kindergeicht schoß eine lächelnde Note.

„Ja, . . . das heißt nein, . . . natürlich nicht, . . . sonst nicht . . .“

Der Junge war furchtbar verlegen.

„Ich danke Ihnen, ich werde warten.“

Und ich wartete. Als ich gerade wieder überlegte, ob es nicht doch besser wäre, die Arbeit in einem solchen Betriebe zu verziehen, kam der Chef. Ich wurde engagiert und trat am übernächsten Tage ein. Von diesem Tage an schloß sich zwischen dem schönen, klaren Jungen und mir eine feste, unerschütterliche Freundschaft.

Er war morgens eine halbe Stunde früher im Bureau als das übrige Personal, hatte eine längere Mittagspause und durfte abends als letzter gehen, denn er war das Kallotum des Chefs. Dabei wuchs er sehr und sein Gewicht wurde immer schmäler und bläher. Ich hatte von so herzlich lieb, wie ich meinen kleinen Bruder lieb habe, und er brachte mir grenzenloses Vertrauen entgegen. Ein paars Mal kam manchmal über mich, daß ich ihn verlassen könnte. Ich sah, daß der Beschlus in ihm erwachte, und dabei diese entsetzliche, körperliche Ueberanstrengung.

Eines Tages klagte er über Kopfweh. Er schleppte sich durch bis zum Abend. Aber am nächsten Tage kam er nicht. In der Mittagsstunde besuchte ich ihn. Er lag im Bett und hatte starkes Fieber. An diesem Tage er-

zählte ich die Geschichte seines Lebens. Er war der Sohn eines Mannes aus einer süddeutschen Stadt. Dem Vater war seit drei Jahren tot. Dem Winter hatte den Schmerz nicht verwinden. Sie war ihm ein halbes Jahr später gestorben. So war der Junge zu den Leuten gekommen, bei denen er jetzt wohnte. Das waren ganz entfernte Verwandte des Vaters; eine Beamtenfamilie in kleinen Verhältnissen, die das Pflegegeld für den Knaben gebrauchen konnten. Er hatte bis zum Tode der Eltern eine gute Erziehung genossen. Nachher hatte er gelernt, was ihm möglich war. So bekam er nach Beendigung der Schulpflicht die Stellung in dem Hauptbureau für ein Gehalt von vierzig Mark monatlich. Er betrachtete das als ein großes Glück. Denn so fiel er den Verwandten nicht zur Last, sondern war ihnen eine Stütze, wie er mit mir auf Stol, sagte. Dabei blinzelte er mich mit einem leisen Lächeln an: „Ich verdiene doch mein Brot.“

Ja. Aber unter Vorgabe von Gesundheits- und . . .

Nach ein paar Tagen kam er wieder ins Geschäft. Noch wankend, aber froh, daß es wieder ging, denn er hatte Angst, daß er sonst seine Stellung verlieren konnte. Er arbeitete so angestrengt wie vorher. Was er leistete, war mir manchmal ganz unbegreiflich. Er erriete dem Geschäft eine Hundertmarkkraft. Dabei tat er es mit dem weichen, freundlichen Lächeln.

Er war ein eigenlicher Herbst in diesem Jahr. Die Tage waren warm und sonnig und doch hatten sie nichts mehr von der drückenden Hitze des Sommers. Ein etwas trübes, Arobes war in ihnen, wie nicht erst in Herbsttagen. An geschüttelten Zweigen der großen Platanen hatten die Kastanien schon ihren Wittertschmuck verloren, aber draußen vor den Türen, prangte es noch in goldiger Fülle und verblühender Farbenpracht. Es ist etwas Wunderbares an solcher Lage, an denen die Sonne vom blauen, schleiervollen Himmel durch das leuchtende Blättergewirr niederlacht, alle Farben noch intensiver und glühender machend, und wenn dabei unter den Ästen doch das gefallene Laub schon raschelt.

Ich war werbenlang in einer frohen Schaffensstimmung, und da ich für mich nicht schaffen durfte, so tat ich es für das Geschäft. Viel Schönes schrieb ich mir damals von der Seele, hinein in . . . Mehlmeckartikel für 150 Mark monatlich. In dieser Stimmung hatte ich mich etwas weniger mit meinem kleinen Freund gekümmert. Wir hatten wohl freundlich an jedem Tage miteinander gesprochen, aber dabei hatte ich es auch zuwenden lassen.

Als ich eines Abends, so recht in glücklicher Laune, daß nun wieder ein Tagewerk vorbei, über den mitternachtlichen Hofschritt, sah ich einen Schatten in dem Zugang zum Lagerkeller verschwinden. Da der Keller schon geschlossen war, ging ich hinzu, um nachzusehen, wer da wäre, und da fand ich meinen kleinen Freund. Am ganzen Körper bebend stand er da und sah mich mit großen, entgeisterten Augen an.

„Aber Herbert, was ist denn das, was machen Sie hier, sind Sie denn krank?“ fragte ich.

Da schlang er in heftiger Aufwallung die Arme um meinen Hals und weinte herzbrechend, lange, lange. Ich ließ ihn ruhig weinen und sagte nichts. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? Dieser Seelenturm war zu stark, als daß Worte ihn hätten beruhigen können. Endlich hob er sein blaßes Gesicht und sah mich mit den schimmernden Augen fest an. „Wenn doch meine Mutter noch lebte.“

Flüsterte er und ich sah, wie der Schmerz um seine Mundwinkel wackelte.

„Armer, armer Junge!“

Er war krank an Leib und Seele, seine Nerven waren gänzlich zertrümmert, er hatte jeden Abend bis nach elf Uhr gearbeitet.

Als ich das hörte, betete ich seinen Gut und schickte ihn nach Hause.

Der nächste Tag war ein Sonntag und ich sollte mit meinem kleinen Freund zu einem Spaziergang ab. Er war sehr bleich und unter den Augen lagen ihm schwarze Schatten, aber er freute sich kindlich, daß er einmal hinaus sollte in Wald und Feld.

Trauzen feierte das Leben seine letzten Triumphe. Der ganze Waldboden war mit kläglichem Heidekraut bedeckt. Das Laub der Birken hing wie zarte, gelbbraune Schleier, Eichen und Ahorn leuchteten in glühendem Rot und dazwischen standen einsam und dunkel die alten, mochtigen Kiefern. Zu unseren Füßen lag, wie ein großes, hartes Auge, der See. Wir waren früh hinausgefahren und so begegneten uns nur vereinzelte Menschen, die unsere Sonntagspazierer nicht wussten. Da es war Sonntag, nach sechs Anwesenheiten: So lag mir Leib und Seele. Und in dieser Morgenweibe tat sich auch die Wärme, zum Wanderschuhe an meine Seite und uns her; nach in eine wohl gemachte, aber doch so erwartete Welt der Freiheit. Er liebte die Welt lebendiglich wie das letzte Geschenk seines Vaters, war ein Geige gewesen; die hatte er mit als wir losfuhren. Aber er durfte nicht spielen. An der Weiche kam er spät nach Hause, da sollte er am Sonntag ausruhen. Man meinte es auf mit ihm. Und er erzählte mir wunderbaren Stimmungen, wie er alle Zeit des Lebens verbracht habe, wenn er hatte spielen können; viel ich, er erzählte nicht, er konnte überhaupt nicht zuhören, sondern erzählte, ich aber verstand aus all dem Klavierklang nur was so höher als wunderbare Anzeichen der Kindes. Aber seitdem er so wenig spielen durfte . . . und mit einemmal sah er mich so bittend und vertrauensvoll an: „Mit Schmach Zünde?“ Da nahm ich seine Hand und hielt sie fest in der meinen, während wir durch den leuchtenden, reinen Herbst durch den leuchtenden, reinen Herbst . . .

„Mein, Sehnsucht ist niemals Zünde.“ aufwortete ich tiefbewegt.

So waren wir hin und her bis zu dem großen, klaren, ruhigen Wasser. Um die Stämme der Eichen am Ufer wanden sich abt gefärbte Brombeerranken. Letzte Arbeit. Wir haben was er und ich mußte; es wurde die Sehnsucht nicht in der Stube verderben.

Der Tag verging, wie er beginnt: Harred voll von Schönheit. Es ist die letzte Schönheit gewesen, die mein kleiner Freund genossen. Das Ende kam bald.

Die Arbeit im Geschäft wuchs von Tag zu Tag für jeden. Das war überhaupt kein Arbeiten mehr, auf jedes Einzelnen Mark sah ein Dampf, der ihm das Mark aus den Knochen sog. Am schlimmsten hatte mein kleiner Freund zu leiden, er war der Schwächste von allen. Aber er gebrauchte die Stellung, er mußte leben.

Doch dann, eines Tages im November, kam der Zusammenbruch. Der Arzt wurde erst am zweiten Tage geholt, da hatte sich bereits eine schwere Lungenentzündung entwickelt. Man schaffte ihn ins Krankenhaus. Nach zwei Tagen hatte er ausgelitten. Das war das Ende.

Auf sein Grab habe ich einen Wildrosenstrauch gepflanzt, weil seine Blüten so zart anmuten und so weltirend sind.

Aphorismen.

Wer mit eisernen Füßen über Schicksale dahin gebettet ist und am Ende nichts für die Menschheit geschaffen hat, hat den Tod durch den Dichter verdient.

Wäre es möglich, gehen nicht verloren. Sie erst sprechen zu sehr von Wirklichkeit, um nicht wieder zuteil zu werden.

Die besten Bücher sind diejenigen, die den Leser zum laudablen Lesen und zum Lesen des ganzen Inhalts zwingen.

Der Geist der Menschen wird vornehmlich durch dasjenige Geistesvermögen vertieft, gelästert und ein Stud weiter gebracht, welche die Anforderungen, die in vielen Köpfen sich regen und ungeklärt dastehen verbleiben. Nur zum Ausdruck bringen. „Das Ich habe ich auch schon gedacht“ pflegen dann die Menschen zu sagen, doch würde in den meisten Fällen ein „beinahe“ am Platze sein.

Wenn ein Mensch in großen Dingen ganz ist, dann ist er es auch in den kleinsten Dingen, und wer in kleinen Dingen ganz ist, ist es auch in großen Dingen.

Täglich größer werden - der schönste Gedanke, den es gibt.

Der erfüllte Traum. „Endlich!“ sagte Herr Madermann, der neugebackene Mentier, als er zum ersten Male auf der Veranda seines Landhauses Kaffee trank. „Endlich!“

Seine Gattin, die schon immer wohlgenährt Frau Therese, lehnte sich noch breiter, noch behaglicher als vorher in ihren Stuhl zurück, so daß ihr Doppeltun recht sichtbar über den Halsstragen der hellen Bluse quoll. Und dann malte sie wurde voll, und eine gewisse Behen verbreitete sich über ihre Züge. „Wir haben's geschafft, Theodor!“

Und beide hoben die Fassen mit dem Unterfah bis zur Brusthöhe, schlürften hörbar und langsam aus den goldgerandeten Gefäßen, holten sich hin und wieder ein Stück Saftes aus dem silbernen Brotkorb, knabberten es gemächlich auf und ließen ihre Miene mit hoher Befriedigung über den Blumen Garten schweben, den ein fleißiger Gärtner hier aus dem trockenen Sandboden der Mark herbeigezaubert hatte.

„Du brauchst Du dich mit keine Gefellen mehr umzuzürgern, Theodor.“

„Die Bande!“ Er lachte verächtlich. Wenn's nach die gegangen wär' . . . Eine Handbewegung.

„Wenn's nach die gegangen wär'“ sagte Frau Therese, „wir's nie wahr geworden, was immer unser Traum gewesen is. So'n Häufchen mit'n Garten und Blumen drin . . . Na, laß man, Theo, nu kümmerst wir uns um gar nicht mehr.“

„Haben wir das schon getan? Ich hab mich nie um was andres gekümmert als um meine Arbeit. Und eben deshalb haben wir's zu was gebracht. Die Gefellen haben ihre neun Stunden langsam runtergemacht — die war doch alles egal, ob ich pleite geh oder nich. In die Versammlungen gerannt und so — ja, da waren sie flink dabei, aber man ja keine Heberstunden.“

„Ne, man ja nich!“ Frau Therese lachte höhlich und tätschelte ihrem Mann die Hand. „Aber Du hast Deine sechzehn und achtzehn Stunden jeden Tag geschuftet.“

„Na!“ Triumph leuchtete aus seinem Gesicht. „Dafür tu ich jetzt aber auch gar nichts mehr, Therese. Hörste: keinen Schlag!“

Und wie zur Bekräftigung seiner Worte stand er auf und versenkte die Hände tief in die Hosentaschen.

Frau Therese lächelte selig: „Wir haben's ja auch nich nötig, Theo.“ Und dann erhob sie sich schwerfällig, nahm den Arm ihres Gatten und sagte: „Jetzt gehn wir in unseren Garten spazieren.“

Sie taten es. Und besahen sich die Blumen und Sträucher, an denen kleine gelbe Holzschilder mit lateinischen Namen hingen. Madermann buchstabierte jeden einzelnen laut vor, schüttelte den

* Aus A. N. O. Kadel's leisenwertem Buche „Aus den besten und letzten Gründen“ (Berlin, E. Klotz & Co. Pr. 3,50 Mk.), in dem ein Künstler und Dichter den Geheimnissen und Erklärungen des Lebens auf eigenem Wege näher zu kommen sucht. Ist auch nicht alles Gold was in diesem Buche glänzt, so findet sich doch manche hausbackene Wahrheit darin in neuer, zeitgemäßer Bräunung.

Kopf und sagte: „Der Gärtner will uns wohl äzen? Wer soll denn das verstehen?“

Sie setzten sich auf eine Bank, legten die Hände in den Schoß und blinzelten in die Sonne.

„Es ist herrlich, Theo.“

Er nickte stumm, als hätte er sich auch noch das Sprechen abgezwungen.

Zehn Minuten später begann Frau Therese müde zu werden und ließ ihr schweres Haupt auf die Schulter ihres Gatten sinken.

Er erhob sich schnell; sie schrak auf.

„Was ist willst du denn, Theo?“

Er antwortete nicht, sah vor sich hin, als ob er sich besänne und ging dann mit schnellen Schritten durch den Garten, einen anderen Bank zu. Frau Therese folgte langsam.

„Ja,“ sagte sie, „hier is es schottiger. Die Sonne macht so müde.“ Sie rätelte sich mit.

„Haben wir es nicht gut, Theo?“

„Nadred!“ Er streckte die Beine aus, stellte die Hände wieder in die Hosentaschen und legte den Kopf hintenüber.

Frau Therese lehnte sich in die andere Ecke: „Ich finde es herrlich, Theo. Du erzählst mir was.“

„Erzählen? Was soll ich denn erzählen? Was ich weiß, weißte doch auch.“

„Na ja. Aber irgend was aus der Welt.“

„Was geht uns die Welt an?“

„Man muß sich doch unterhalten.“

„Die Zeitung liegt auf der Kommode.“

Aber Frau Madermann sah so bequemt, daß sie es nicht über sich gewann, sich zu erheben. Ein Weichen ließ sie die Miene umherschwärzen, dann senkte sie allmählich das Doppeltun, und die Augenlider fielen zu.

Oder Madermann sah stumpf gen Himmel und dachte: jetzt bin ich Mentier und hab die Hände in den Taschen, und brauch mich um kein Geschäft mehr zu sorgen und — ja, was ist denn nun eigentlich? Das beste wird sein, man frühstückt.

Und weil er gerade das Dienstmädchen über den Hof gehen sah, rief er: „Anna, beden Sie zum Frühstück in der Küche.“

Das war eine Viertelstunde später geschehen; das Mädchen meldete es, und Herr Madermann sagte: „Du kommst Du mal 'n Augenblick erwähnen, Therese.“ Die ließ sich erst noch ein wenig räuteln. Dann räutelte sie und meinte: „Ja, weißte, wenn ich so im kalten Schatten sitze, schloß ich fürchtbar leicht ein.“

Sie nahm den Arm ihres Mannes, und sie gingen in die Küche, setzten sich an dem gedackten Tisch nieder und aßen und tranken.

„Eigentlich,“ sagte Frau Therese, und schob ein großes Stück Schinken in den Mund, „eigentlich Theo, hat man vom Leben doch weiter nichts wie Essen und Trinken.“

„Man könnte verreisen.“

„Alm Gotteswillen!“ Frau Madermann hob Messer und Gabel mit ausgestreckten Armen in die Luft. „Verreisen? Die Fahrerei! Die Unbequemlichkeiten! Das schlechte Essen! Und die Betten — fremde Betten! Ree, dazu kriegst Du mich nicht!“

„Ich hab auch wenig Lust dazu. Man fühlt sich nicht wohl dabei, das ist richtig. Wir wenigstens nicht. Wir haben ja nun dreißig Jahre auf einem Fleck gefessen und können uns nicht mehr daran gewöhnen, fremd in der Welt herumzugeschwärzen. Aber —“ Herr Madermann klopfte mit dem Messer auf den Tisch und seine Stimme zitterte: „Tag für Tag, von morgens bis abends auf der Bank im Garten zu sitzen, das halt ich nicht aus. Ich nich, Therese!“

Frau Therese rüß die Augen auf: „Das hältst Du nicht aus? Zwei Stunden bist Du Mentier und hältst es nicht mehr aus?“

„Ree!“ Er sah düster auf seinen Teller. „Das Mentier spielen ist zum Sterben langweilig!“

„Du hast doch Bücher. Und kannst Dir noch mehr Bücher bestellen.“

Er wehrte ab: „Lesen! Was hab ich davon? Ich versteh's ja doch nicht. All die Ideen und so — mir sind's ja böhmische Dörfer.“ Er goß sich ein großes Glas Cognac ein und stürzte den Inhalt hinunter. „Weißte, was mir der Neumann, unser Gefelle, mal sagte? Geld is ja sehr schön, Meister, aber was nützt es dem, der's nich auszugeben versteht?“

Frau Therese zog die Nase hoch: „Neumann war'n Schafstopp . . . Wir werden uns noch'n Papagei anschaffen und 'n Hund und 'n Domino-Spiel . . . Allmählich wirstu schon lernen, Theo, die Hände stille zu halten und Geld auszugeben.“

Herr Madermann schüttelte betrübt den Kopf und trank wieder ein Glas Cognac: „Das Saufen werde ich mir angewöhnen, Therese. Denn für etwas muß sich der Mensch interessieren, wenn er nicht verrückt werden soll.“ —

Handwerksgebräuche in früherer Zeit. Aus den Zeiten, als der deutsche Ritterorden mit dem Halbmeistersitze in Marienburg im alten Preußen herrschte, sind uns verschiedene auf das Handwerk Bezug nehmende Schriftstücke und Verordnungen erhalten geblieben. Aus dem Jahre 1391, der Blütezeit des Ordens stammt eine hochmeisterliche Verordnung, die das Leben und Treiben der Handwerker und Diensthellen regelt. Soweit solche Verordnungen das Handwerk betrafen, führten sie den Namen „Werksätze“ oder „Privilegium“. Auch sie wurde anderem bestimmt, daß die einzelnen Gewerke Waren nicht in den Häusern verkaufen durften; die Verkaufshände dienten vielmehr die sogenannten „Marken“ oder „Marken“, feste Verkaufsstellen, die meist im oder dicht am Rathaus bestanden. Die Verkaufshände wurden von der Obrigkeit verpachtet. Ein Teil der Erträge fiel der Stadt, ein Teil der Landesherrenschaft, also dem Ritterorden, zu. In den Verordnungen: „Verordnungen“, „Verordnungen“, den Städten des Ordens, so in Danzig und Königsberg, zeigen den Ursprung dieser alten Verkaufsbeschränkung. Interessant ist die hochmeisterliche Verordnung dort, wo sie sich auf Streikvergehen oder Arbeitsniederlegung bezieht, denn von einem Streik darf man in damaligen Zeiten wohl nicht sprechen. Sobald ein „Handwerksmeister“ einen Vorwand, „Arbeitsniederlegung suchte, dem soll man das Haus abhauen“. Dieselbe barbarische Strafe stand dem „Arbeitsniederlegung“ am Montag, und traf auch die Schmiedegesellen, sobald sie sich versammelten, oder die Gesellen überhaupt, die längere Zeit in einem Vierteljahr bei ihrem Meister blieben. Ganz klar sind die Bestimmungen über Versammlungen, wahrscheinlich durften sie überhaupt nicht stattfinden, oder sie waren nur erlaubt ohne das Getränte in den Versammlungen verkaufen konnten. Der Wirt, der solche Versammlungen oder Verhandlungen in seinem Hause duldet, „des Haupt soll abgehauen werden“. Die einzelnen Handwerke hatten sich schon damals zu einzelnen Zünften oder Gilden zusammengeschlossen. Das Jahr 1336 datieren jetzt noch vorhandene Privilegien der Städte und Zunftverordnungen einer preussischen Stadt, damaligen Zunftordnung des Landes. Der Monarch verließ den Städten 14 Privilegien, die Verkaufshände gegen einen jährlichen Zins von 5 Mk. nach anderem Geheiß. Genauere Bestimmungen wurden im Jahre 1739 im „Privilegium“ und „Gul. Brief“ erlassen. So mußte unter anderem die Zunftordnung sein, schreiben, sowie fünf Hauptstücke dem Monarchismus beibringen können. Bei der Versammlung mußte ein Weiberspruch geschrieben, sein Hauptstück hergestellt werden. Viele Gewerke besaßen Zeichengerät, als Wahre, Zeichenstücke usw. In manchen Städten Ostpreußens sind es teilweise heute noch vielfach die Schuhmacher, deren Zeichen gerät gewissermaßen gemietet wird. Die Weibersprüche tragen die Fahre und besorgen den ganzen Zunftgeschäftsablauf. Geburts-, Lehr-, Gefellenverträge und Handwerkszettel durften bei der Aufnahme als Meister in ein Gewerke nicht fehlen. Der Handwerkszettel vermittelte dem Gefellen während seiner Wanderjahre gewissermaßen freies Geleit und suchte die Gewerkschaftsgenossen, den reisenden Gefellen frei passieren zu lassen. Eine Wanderzeit war damals nämlich vorgeschrieben. Bei der Meisterwerdung genossen die, welche gewandert oder als Soldaten gedient hatten, besonderen Vorzug. Alle hatten sie aber bei allen Gewerken ein besonderes Meisterstück anzufertigen. Die Städte verchiedener Art; die Schneider: ein Gewand und einen Mantel; die Schmiede: Weil, Axt, Stubenschloß, Zamm, Steigbügel; Messer- und Nagelschmiede: andere in ihr Fach schlagende Artikel. Kürschner, Töpfer, Räder besaßen gleichfalls ihre Privilegien. Die Töpfer hatten als Meisterstück anzufertigen einen eine Elle hohen Topf, Reibeschale usw. Daß man damals in den ärmerlichen Verhältnissen das Handwerk schonte, beweist die Anordnung, nicht barfuß auf den Markt, ins Bierhaus oder zu einer Gewerksitzung zu gehen. Das Bierhaus spielte bei allen Gelegenheiten eine große Rolle. „Wer mehr zu sich nimmt, als er beitragen kann, oder seine Natur duldet“, versiel in Strafe. Die in früheren Zeiten bedeutenden Leinweber- und Tuchmacherinnung, mit alten Gewerksrollen sind ganz verschwunden, im Gegensatz zu den noch heute vorhandenen Innungen, die die alten Dokumente, Laden und Geräte jetzt noch besitzen. Die Tischler mußten als Meisterstück einen Kasten und ein Brettspiel anfertigen. In ähnlicher Weise, wie die hier angeführten Handwerker, waren die Funktionen auch der anderen streng geregelt. Unter besonderer Aufsicht standen auch die Brauereien, die der Orden besonders monopolisiert hatte.

Nachdruck des Inhalts verboten!